

Peter Benchley: „Der weiße Hai“

Gefräßiger Mythos

Von Oliver Jungen

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 26.02.2024

Dass sich Badende vor dem Wasser unter ihnen fürchten, hat nicht zuletzt mit diesem Buch zu tun: Vor fünfzig Jahren erschien „Der weiße Hai“ von Peter Benchley, ein sofortiger Erfolg. Für ewigen Ruhm sorgte die nicht sehr wortgetreue Verfilmung von Steven Spielberg. Beim Wiederlesen in einer neueren Übersetzung fällt auf, was immer noch funktioniert und was nicht gut gealtert ist.

Fünfzig Jahre, ein Wimpernschlag. Mit bis zu siebzig Jahren ist sogar die Lebensspanne eines weißen Hais deutlich größer. Fräße ein gigantisches Exemplar dieser Art heute planschende Touristen vor der Küste von Long Island, könnte es sich – den fiktionalen Status einmal beiseitegelassen – also immer noch um denselben Fisch handeln, der sich spätestens seit Steven Spielbergs Verfilmung des vor genau fünfzig Jahren erschienenen Romans „Der weiße Hai“ von Peter Benchley tief ins popkulturelle Angstgedächtnis verbissen hat. Anders als im Film, in dem eine Explosion aus dem Monster Fischsuppe macht, sinkt es im Roman sogar einfach nur in die Tiefe ab: schwer harpuniert zwar, aber nicht ganz so eindeutig tot.

An einer Schlinge zieht Benchleys Hai – auch das anders als im Film, aber sehr ähnlich wie in einem Klassiker des Genres – den halbwahnsinnigen Haijäger Quint mit hinab. Sein Fuß hatte sich im Seil verfangen. Auch sonst ist Quint erkennbar ein Wiedergänger Kapitän Ahabs aus Hermann Melvilles „Moby Dick“. Beim ikonischen Finale des Walfängerromans hat sich Benchley so unverfroren bedient, dass man fast von einem Plagiat sprechen kann.

Rein äußerliche Ähnlichkeit mit „Moby Dick“

Das gilt freilich nur äußerlich, wie man beim Wiederlesen des neu aufgelegten Romans erkennt. Da ist nichts von der literarisch-allegorischen Raffinesse Melvilles, dessen Abenteuererzählung voller Exkurse in die Meeresbiologie zugleich ein philosophisches Porträt der Moderne in ihrer ganzen Dialektik von Aufbruch und Niedergang darstellt.

„Der weiße Hai“ wollte hingegen nie mehr sein als Spannungsliteratur, in der sich drastische Szenen und breitbeinige Dialoge abwechseln. So etwa klingt es, wenn der Polizeichef von

Peter Benchley

Der weiße Hai

Aus dem Englischen
von Vanessa Wieser

Übersetzung des Begleitmaterials
von Walter Hartmann

Milena Verlag, Wien

336 Seiten

25 Euro

Amity, Chief Brody, der dem Drängen des korrupten Bürgermeisters nachgegeben und die Strände nicht gesperrt hatte, am Telefon über eine weitere Attacke informiert wird:

„Ich hab da eine hysterische Frau auf dem Hals, Chef.“

„Weshalb ist sie hysterisch?“

„Ihr Kind... Am Strand draußen.“

Brody spürte einen Stich im Magen. „Was ist passiert?“

„Es ist...“ Bixby stockte und sagte dann schnell: „Donnerstag.“

„Hören Sie, Arschloch...“ Brody hielt inne, denn jetzt kapierte er. „Ich bin gleich da.“ Er legte auf.

Er war erregt, fast außer sich. Angst und Schuldgefühle und Wut verschmolzen zu einem scharfen, in den Gedärmen wühlenden Schmerz. Er kam sich gleichermaßen verraten und wie ein Verräter vor, getäuscht als Täuscher. Er war ein zum Verbrechen gezwungener Verbrecher, eine Hure wider Willen.“

Die Jagd auf den Dämon: eine Aufgabe für Männer

Da lässt sich das vorsintflutliche Geschlechterbild des Romans bereits erahnen. Natürlich ist die Jagd auf den Todesfisch eine Aufgabe für Männer; Frauen sind entweder Opfer oder verkomplizieren die Sache durch Gefühle. So hat Brodys Frau Ellen im Buch eine kurze Affäre mit dem jungen Haiforscher Hooper, dem Dritten im Bunde neben Brody und Quint. Einmal betrachtet sich Ellen nackt im Spiegel und fragt sich:

„War die Ware gut genug? Würde das Angebot angenommen werden?“

Dass der bereits 2006 gestorbene Benchley im spät nachgereichten Vorwort angab, das Buch so nicht mehr schreiben zu können, hatte aber weder mit der Machoattitüde noch mit der Begrenztheit der literarischen Mittel zu tun, sondern allein mit einem schlechten Gewissen in Sachen Tierschutz, nachdem sich der Autor ein ganzes Leben lang mit Haien befasst hatte.

„Ich könnte nie ein Tier dämonisieren, und schon gar nicht eins (...), das lebensnotwendig ist für das Gleichgewicht der Natur in den Meeren, und das wir – sofern wir nicht unsere destruktiven Gewohnheiten ändern – ausrotten werden.“

Überschreibung eines alten Mythos

Dabei lässt der Roman in der Figur Hoopers durchaus schon die damals noch junge Ökobewegung zu Wort kommen. Der Forscher thematisiert Artenschutz und Überfischung, auch wenn der Hai dann nach Kräften dämonisiert wird. Dass sich Hooper von der Majestät des Raubtiers fasziniert zeigt, ist denn auch ein Todesurteil.

Was dem Buch seine Würze verleiht, ist allerdings in erster Linie das Duell zwischen der Bestie und dem Trophäenjäger Quint: Zwei ebenbürtige Killer ohne jede Rücksicht. In dieser simplen epischen Grundstruktur funktioniert der Plot bis heute.

Dass Benchleys weitere Romane über Meeresungeheuer keine bleibenden Spuren hinterlassen haben, muss nicht bedauert werden. Ein großer Stilist war hier nicht am Werk. Mit seinem Debüt aber ist es dem Autor gelungen, einen modernen Mythos zu erschaffen, indem er einen alten Mythos überschrieb. Dem Hai ist sein Menschenfresser-Image nicht gut

bekommen; der Wal aber war damit freigesprochen von der Bürde, den Leviathan verkörpern zu müssen.